

Berliner Brief.

Don M. Gilbert.

(Radfahren verboten.)

Der Hagenbe Wilks. — Nochmals 175. — Butterfly. —
Farrar und Destinn. — Fischen im Opernhaus. — Die be-
kannnten Persönlichkeiten. — Nr. 38 und Nr. 1. — Bureau-
bedarf. — Tafelscheruck. — Hasenjagd. — Konzertsaison. —
Noch zwei neue Theater.

UR. Bülowe! Das ist nun mal Tagesgespräch, das ist nicht zu streiten. Bülowe klagt etwa nicht über seine Widersacher, ich glaube, da lächelt er, wie wir ihn lächeln zu sehen immer gewöhnt sind. Rein, Bülowe klagt gerichtlich. Das ist ein Novum. Man hatte sich in Berlin daran gewöhnt, von Bülowe zu erzählen, daß er niemanden, der ihn im Kampfe um dies und das beleidigt, verfolge. Nun ist es doch anders gekommen. Ein Mann, der schon oft von sich reden machte, hat den Reichstagsler auf Grund des vielgenannten Paragrapheu verdächtigt. Also ein Ständälchen mehr. Man fragt sich, was aus diesen 175er Verdächtigungen eigentlich werden soll. Was heute dem Reichstagsler passiert, kann morgen jedem anderen Menschen passieren. Man ist seines Friedens tatsächlich nicht mehr sicher. Die Gerichte werden also höchstwahrscheinlich in nächster Zeit, namentlich in Berlin, sehr viel zu tun haben, und die Namen Bülow, Moitte, Eulenburg, Harden, Gehlen, Brandt werden nur so durcheinander wirbeln. Bis dahin hat es allerdings noch gute Weile; wir haben noch reichlich Zeit, uns noch mit vielen anderen Dingen zu beschäftigen. So z. B. mit einem anderen niedlichen Ständälchen, das sich ganz intern und intim im Bereiche des königlichen Opernhauses abspiel, oder vielleicht auch schon abgespielt hat. Ich las dieser Tage da und dort Andeutungen. An allem ist die japanische Madonna Butterflie schuld, Puccini's neue Oper. Die Farrar, die Destinn. Die Fazzarianer sind begeistert, die Destinnianer entsetzt. Die letzteren rechnen mit der bekannten tödlichen Sicherheit darauf, daß die poesieunwobene Hauptrolle in Puccini's Wert die Destinn singen würde, um so mehr, als sie dem Werke in London zu einem großen Erfolge verholfen hat. Aber die Destinn-Schwärmer haben die Rechnung ohne die Fazzar gemacht. Es soll schon bei der Premiere zu einem Kampf zwischen Vettill und Fischen gekommen sein. Horribile! Im Opernhaus, im kgl. Opernhaus in Berlin! Ist so etwas schon einmal dagewesen? Auch bei der zweiten Vorstellung soll sich dieses Sängeriinnen-Kämpfchen wiederholt haben. Zur dritten Wiederholung der „Butterfly“ bin ich gegangen, um mich zu überzeugen, denn ein solches nie dagewesenes Ereignis muß ein getreuer Chronist miterlebt haben. Und richtig, auch noch bei der dritten Wiederholung der japanischen Tragödie in Tönen hatten sich die Destinnianer noch nicht beruhigt und vernehmliches, wenn auch etwas zaghaftes Fischen tönte aus den oberen Rängen. Ich hatte eine recht ärgerliche Empfindung und resümierte: Wenn auch die Destinnianer getränkt sind, wie kann man so viel Piesreiz und Anmut, wie bei der Fazzar, anziehen! Das war kein Selbstmitleid! Und anderen Tags bin ich zu Keller und Reiner gegangen, um eine der interessantesten Ausstellungen zu sehen, die in den letzten 25 Jahren in Berlin gezeigt worden ist. Eine Ausstellung bekannter Berliner Persönlichkeiten. Da stand ich alsbald auch vor Nr. 38 — vor Gertrudine Fazzar, und überzeugte mich wieder, daß die Destinnianer Unrecht haben; denn soviel Anmut sieht

men nicht an. Und die Ausstellung! Wie gesagt, das Interessanteste, was ich je gesehen. Ich brauche mich auf künstlerische Würdigung des Gebotenen nicht einzulassen, ich möchte in Worten nur das eigenartige Milieu der Ausstellung festhalten. Ueberall Bekannte. Wenn man etwa 30 Jahre im öffentlichen Leben Berlins steht, wie ich, kennt man fast alle, welche die Bezeichnung Persönlichkeit rechtfertigen. Daß Kaiser Wilhelm in effigie als bekannte Persönlichkeit Berlins unter Nr. 1 figuriert, ist selbstverständlich, der Kaiser ist eben eine bekannte Persönlichkeit, ist wohl die bekannteste Persönlichkeit, wenn auch nicht von Aug' zu Auge, so doch durch 100 Bilder und mehr, die überall zu sehen sind. Aber weiter: Bindau, Falda, der Cellist Grünfeld, Kommerzienrat Veldner, der Geheimne Goldberger, Dinklage, Bülow, viele Künstler, Giampietro zum Beispiel. Ja, wer könnte alle aufzählen? Wer kennt die Herten, nennt die Namen. Parbon — es sind ja bekannte Persönlichkeiten. Richtig richtig! Aber wer anderen bekannt ist, braucht mir noch nicht bekannt zu sein. Und so ist es ungelehrt. Aber eine interessante Ausstellung auf alle Fälle. Uebrigens haben wir zurzeit noch zwei interessante Ausstellungen auf einem ganz anderen Gebiete in Berlin. Eine Ausstellung für Bureaubedarf. Gewiß, für Leute, die mit Bureau-Angelegenheiten wenig oder gar nichts zu tun haben, könnte ja die Ausstellung kleinlich scheinen. Das ist nicht der Fall, wenn auch tausend kleine Dinge, vom Bleistiftspitzer bis zum Fintenvischer, vorhanden sind. Aber die Bequemlichkeit und die gewisse Vornehmheit, welche jetzt auch in die Bureaue übergegriffen hat, eröffnete den Fabrikanten ein weiteres Gebiet, als ihnen früher zur Verfügung stand. Aber schließlich ist es nicht nur dieser Umstand, welcher diese Ausstellung beachtenswert macht. Erfindungen jeder Art sind es, welche der Ordnung und Schnelligkeit, der Sicherheit und dem Schönheitsgefühl der Bureauität dienen. Die Registratoren aller Art, die kleinen und großen Schränke zur Aufbewahrung von Büchern, die Bücher selbst in ihrer Mannigfaltigkeit, die Löcher und Querverlaufsneider, die Quvertauscher, die Schreibmaschinen und Schreibmaschinenpulte und viele, viele andere Dinge noch, deren Zweck und anfangs fremd, aber doch bei näherem Hinschauen selbst sehr verständlich ist. Es ist in der Hauptsache eine Herren-Ausstellung, d. h. eine Ausstellung, welche die Männerwelt interessiert, wenn auch unser moderner Frauenberuf jetzt Scharen von Mädchen in die Büros führt. Aber wir haben auch noch eine Ausstellung für die Damenwelt. Eine Ausstellung von Gegenständen für Taschenschmuck. Es ist auch eine Ausstellung der Klein-Industrie, Zahnstocher sind ja kein Taschenschmuck, aber wenn die Tafel geschmückt ist, gehören sie doch darauf. In der Hauptsache sind es Blumen und Vaschen, Ständer und Tablettts, Gläser und Karaffen, Bäumchen und Kaskaden, Flaschenhalter und Aufhänge und elektrische Guirlanden und Vieles, Vieles, was man noch nicht gesehen zu haben meint, aber vielleicht doch oft gesehen hat. Auf der Ausstellung für Taschenschmuck wird man sich aber erst inne, was Alles auf eine wohlgeschmückte Tafel gehört. Und da ich nun einmal beim Taschenschmuck bin, so darf ich wohl eines sehr zeitlichen Taschenschmuckes gedenken, der gegenwärtig sehr aktuell werden wird. Der Hasenbraten! Am 1. Oktober ist nämlich die Hasenjagd eröffnet worden. Das ist allerdings keine spezifische Berliner Angelegenheit, aber die Eröffnung der Hasenjagd greift so sehr in's Berliner Leben ein, daß ich sie hier nicht umgehen möchte. Von den Restaurants

die mit großen Schildern „frische Hasen“ prunkten, will ich gar nicht reden, auch nicht von dem Riesenbrot in der Centralmarkthalle, der sich entwidelt, wenn die ersten Hasen ankommen, nicht von den Gespidten, die in langen Reihen in den Schaufenstern der Wildhandlungen liegen, nein, ich wollte erwähnen, daß Hunderte der sonst solidesten Ehemänner tagelang von Hause fort sind um die erste Zeit herum, da die Hasenjagd eröffnet ist. In dem unmäßigen, nach freier Wahl zusammengefügten Jagdlostrum, die Kinte oft in methordig ungezügelter Haltung, den Thras, Nero, Hektor im Toga zwischen den Füßen, so fahren sie zu den Bahnhöfen. Ja, ja Lehmann geht auf die Jagd! Aber mancher Lehmann dreht am Bahnhof um und bleibt in Berlin, um auch auf die Jagd zu gehen. Aber auf welche? Mit der Hasensaison hier setzt auch noch eine andere Saison in Berlin ein; jaghaft erst, aber schon nach 14 Tagen oder vier Wochen ist von Jaghaftigkeit nichts mehr zu spüren. Ich meine die Konzertsaison. Eben hat es sich schon sehr bedeutend im Rottemwald gerührt. Die Saiten der Beststeins Dußen, Jacobs und Blüthner rauhen und raunen gekemmisvoll, die E-Saiten der Violine und die Saiten aller anderen gestrichenen Instrumente klingen leise an, die Aechen der Sänger und Sängerrinnen raußern sich. Es geht los, es wird fürchtbar losgehen. Die Ankündigungen der Konzertbureaus lassen uns keinen Zweifel mehr, wir haben eine Konzertsündfluth zu erwarten. Das ist ein Gebiet, von denen sich so leicht Niemand abschrecken läßt. Es ist hier noch schlimmer, wie bei dem Theater; ich meine allerdings auch das Theatergründen und Theaterbauen. Damit das Publikum nicht aus der Uebung kommt, wurden gleich zwei Nachrichten kolportiert, d. h. ernsthaft mitgeteilt. Ein Theater soll in der südbahen Friedrichstadt entstehen und soll nur den Zweeden einer Oper dienen, besonders auch im Hinblick darauf, daß die Werke Richard Wagners 1913 frei werden. Das andere Theater — ich glaube es wird das dreißigste Berlins sein — soll in der Nähe des Alexanderplatzes erbaut werden. Ich zweifle nicht, daß hier das Terrain in Frage steht entweder zu früher das Herrnsfeld-Theater stand, oder wo jetzt noch das Sedanpanorama steht. Beide Terrains haben für Theaterzwecke mancherlei Vorteile. Ob es aber überhaupt von Vorteil ist, daß noch mehr Theater in Berlin entstehen, das ist auf das enerischste zu bestreiten.



Das Ende eines Liebesromans. Das Verschwinden des Obermarfren Rittich und seiner Verlobten Emilie Runge aus Hlensburg, worüber wir vor einiger Zeit meldeten, ist nunmehr aufgeklärt. Die Vermissten wurden dieser Tage in der Nähe einer Verstanlage im Alfenhnd bei Sonderburg als Leichen aufgefunden. Sie waren durch ein Tschentuch miteinander verbunden und hielten sich noch im Tode eng umschlungen. Die Angehörigen wurden sofort telegraphisch benachrichtigt.

Armour's Fleischextrakt.

Dunkel von Farbe
Stark
konzentriert.
Besitzt den Wohl-
geschmack
des Fleisches.
Überall erhältlich

Die ständige staatliche Kontrolle der Fabrikation bietet eine sichere Garantie für die Güte und Reinheit des Produktes.

Berliner Börse, 4. Oktober 1907.

Berlin. Bankdiskont 5 $\frac{1}{2}$ %, Lombardzinsfuß 6 $\frac{1}{2}$ %, Privatdiskont 4 $\frac{7}{8}$ %,
Nachkurse 100%.

[illegible]



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 234.

Sonntag, den 6. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Kohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die beiden Herren schritten musternd um das Pferd herum. Dietrich tätschelte mit der Hand den feingebauten Kopf, prüfte die Hufe an den schlanken Füßen. Er sah nicht so heiter aus wie am Abend vorher. Die durchschwärmte Nacht hatte ihre Spuren auf seinem Gesicht hinterlassen. Außerdem verdroß ihn nachträglich noch das Rencontre mit dem Grafen Holm. Es fiel ihm ein, daß Alten, der sich telegraphisch bei ihm angemeldet, ihn davor gewarnt hatte, die Aufmerksamkeit der Welt jetzt gerade durch ein Duell noch mehr auf sich zu ziehen.

„Denken Sie nicht daran,“ mahnte der Fürst auf eine von ihm darüber gemachte Aeußerung. „Dazu ist ja immer noch Zeit, wenn es so weit ist.“

Schon hatte Graf Holm pünktlich in aller Frühe seinen Sekundanten geschickt. Fürst Loeben hatte es übernommen, Dietrich zu sekundieren.

Der Baron zog seine Uhr. „Sie entschuldigen, lieber Fürst, ich muß nach dem Bahnhof, meinen Schwager abzuholen.“

„Wie wenig überlegt,“ meinte der Fürst, „daß Graf Alten gerade heute kommt. Es wäre besser, Sie hätten sich heute bis zum Rennen ganz ruhig verhalten können. Sie brauchen Ihre Nerven zum Reiten und müssen sich kaltes Blut bewahren.“

„Ich werde kaltes Blut haben, sobald es darauf ankommt,“ entgegnete Dietrich. „Sorgen Sie sich nicht um mich.“

Er grüßte lächelnd, aber das Lächeln erstarb auf seinen Lippen, sobald er allein war. Die Stirn zog sich kraus, sein Auge wurde finster. Er gestand sich, daß er innerlich doch beunruhigter war, als er sich den Anschein gegeben hatte. Was würde Alten ihm für Nachricht von Editha bringen? Er hatte sich gestern der Randolf gegenüber schon als frei bezeichnet. Aber wünschte er denn wirklich, frei zu sein? Wohnte nicht doch im geheimsten Kammerlein seines Herzens der Wunsch, sie an seiner Seite zu behalten? Und sein Kind, sein Günther! Er war doch Blut von seinem Blut, sein Erbe. Es kam ihm nicht gleichgültig sein, wie sich das Verhältnis zu der Mutter seines einzigen Sohnes gestalten würde.

Graf Alten zeigte seine undurchdringlichste Miene, als er Dietrich begrüßte. Erst als er im Rheinischen Hof, wo der Baron Wohnung genommen hatte, in dessen Zimmer mit ihm allein war, begann er, zu berichten. Dietrich hörte schweigend, gesenkten Hauptes zu. Im Grunde mußte er ja mit dem Resultat, das des Schwagers diplomatische Kunst in der heiklen Sache erzielt hatte, zufrieden sein. Aber etwas in ihm bäumte sich doch gegen diese Scheinehe auf, die nur schwach dem Ris verberg, der nur um des Kindes willen vor der Welt verdeckt werden sollte. Seine Eitelkeit hatte im Stillen immer noch gehofft, Editha würde sich wieder versöhnlich zeigen. So wenig er sich im Grunde aus ihr machte, war es ihm doch zur Gewohnheit geworden, daheim zu sein, eine Hausfrau zu finden, die ihn freundlich empfing, die sich bestrebt, ihm Behagen zu bereiten und ihm das Kind zuführte, an dessen Wohlfahrt, dessen Entwicklung sich zu freuen.

In seinem leichten Sinn hatte Dietrich sich nie recht klar gemacht, daß seine stille immer freundliche liebevolle Frau einen so festen, unerschütterlich festen Willen zeigen könne, wie es jetzt geschah. Für Eigensinn hatte er es gehalten, wenn sie auf einmal gefassten Entschlüssen beharrte. Daß sie aber im Ernst des Lebens ebenso fest sich erweisen würde, das hatte er doch nicht erwartet; noch weniger aber, daß ihre Liebe zu ihm jemals anzüglich erlöschen könne. Bisher war er es immer gewesen, der Herzensbündnisse gelöst, und es hatte ihn im Grunde wenig bürst, wenn Tränen aus Frauenaugen um seine verlorene Liebe geweint worden waren. Nun aber drehte sich der Spiegel einmal um: man gab ihm die Freiheit, man wollte ihn nicht mehr!

„Ich hoffe, du bist zufrieden mit dem, was ich erreicht habe,“ fragte Graf Alten, der ihn mit forschendem Blick beobachtet hatte.

„Zum Teufel auch,“ rief Dietrich jetzt aufspringend. „Es ist ein Diplomatenkunststück, das Du ausgeführt hast, aber kein schönes.“

„Trage ich die Schuld, wenn die ganze Sache nicht schön ist?“

„Nun ja, sie lag nicht günstig, und doch, ich weiß noch nicht, ob ich darauf eingehe. Ich bin durchaus nicht willens, das Kind diesem rabiaten Weibe zu überlassen.“

„Dietrich!“ mahnte der Graf. „Versündige Dich nicht! Ich kann Dir sagen, Editha hat auch jetzt wieder sich meinen ganzen Respekt durch ihr Verhalten erworben. Bedenke, was sie um des Kindes willen aufgibt. Sie ist doch jung, ist hübsch und reich. Was hindert sie, ein anderes Glück zu suchen? Nur die Liebe zu ihrem Kinde! Du solltest das achten.“

„Ich dachte, ich wäre in dem gleichen Falle,“ gab er ärgerlich zurück.

„Doch nicht ganz. Du habest den Ehezwang, hast Dich nie als gebunden betrachtet.“

„Und doch könnte gerade jetzt der Wunsch in mir entstehen, mich wieder zu verheiraten.“

„Neulich aber sagtest Du doch, daß Dir die Scheidung von Editha den Kredit rauben, daß Du dann ruiniert sein würdest. Darnach habe ich gehandelt.“

„Das war damals! Seit gestern hat sich mir das Glück wieder zugewandt, und überdies steht ja auch mir die Wahl frei unter den Töchtern des Landes.“

„Torheit, Dietrich! Bei Deinen Neigungen ist es besser, Du läßt es, wie es ist. Willst Du eine zweite Frau unglücklich machen? Und warum? Einen Erben Deines Namens, des Majorats, hast Du. Du bist einmal für die Ehe nicht geschaffen.“

„Ich danke Dir für Deine gute Meinung,“ spottete Dietrich und erhob sich. „Uebrigens verpflichte ich mich zu nichts und behalte mir meine Entscheidung vor. Was mich allein zur Einwilligung reizen könnte, wäre die Erwägung, daß Editha wenigstens auch auf eine Wiederverheiratung verzichten muß,

was mir meines Sohnes wegen wünschenswert erscheint. Reichthum lacht ja Freier an, das habe ich bei Fräulein Hiller, der Verlobten des Sohnes der Inspektorstochter erlebt."

Graf Alten horchte erstaunt auf. "Was willst Du damit sagen? Bruno bedarf doch des Geldes Hillers nicht!"

"Er kann zufrieden sein, das es so ist, denn seine Braut scheint ernstlich seiner überdrüssig zu sein: und im Grunde verdenke ich es ihr nicht, wenn auch ihr neuer Galan mir ebenso zuwider ist als der edle Bruno. Immerhin bin ich zufrieden, daß sie nicht den Namen Rothenfels tragen wird. Es hätte ja auch zu häßlich geklungen: Baronin Rothenfels, geborene Hiller!"

"Du sprichst in Rätheln!"

"Die Dir bald gelöst werden sollen, denn ich habe eigentlich im Sinne, Dich statt des Fürsten Voeben zu meinem Sekundanten zu erwählen."

"Wie, Du hast ein Duell?"

"Mit dem Grafen Holm. Ich sagte Dir ja, daß ich wegen seiner Schwachhaftigkeit ihn zur Rechenschaft ziehen würde."

Altens Stirn verfinsterte sich. "Und ich hat Dich bringend, davon abzuweichen. Verzeihe, wenn ich Dir bekenne, daß ich die Forderung in diesem Augenblicke im höchsten Grade unbeachtet finde."

Dietrich zuckte die Achseln. "Nun, wer weiß? Vielleicht löst die Kugel Holms am besten die ganze verfahrenen Angelegenheit. Zu Deiner Genugthuung kann ich Dir übrigens mittheilen, daß er der begünstigte Nebenbuhler jenes Bruno ist, und daß ich gestern nacht die reizende Ellen Hiller im Dunkeln des Kurparks in seinen Armen überraschte." Er lachte wieder leise vor sich hin. "Eine Poffe, beim Himmel, eine Poffe, die unser bichterischer Schwager und Bruder eigentlich auf Papier bringen sollte."

"Du entwickelst einen merkwürdigen Humor," bemerkte der Graf kopfschüttelnd, "und hast doch, wie ich meine, allen Grund, Deine Lage jetzt ernst zu nehmen."

"Ja, und ruhig zu sein! Das predigte mir eben erst auch Fürst Voeben, wegen des Rennens."

"Heute?" fragte der Graf aufhorchend.

"Ja, heute will ich mit meiner Sphing einen großen Sieg davontragen. Hast Du Lust, auf Sie zu wetten? Ich rate Dir, Alten, riskiere einmal eine recht hohe Summe, Du kannst dann Alta etwas heimbringen, was sie über den Leichtsinns ihres Bruders tröstet. Für mich Vorbeer und Gold! Siehst Du? Trost allem und allem; das Leben ist doch schön!"

Dietrichs Augen glänzten. Der Graf betrachtete ihn kopfschüttelnd. War das wirkliche Heiterkeit oder Galgenhumor? "Uebrigens da Du einmal hier bist," rief Dietrich dem sich zum Fortgehen Rüstenden zu, "so lade ich Dich gleich heute Abend zum Souper im Kurhause, Kabinett separés ein, wo ich mit dem Fürsten Voeben und einigen Freunden und Freundinnen meinen Sieg zu feiern beabsichtige. Und damit Du nicht zu sehr erschrickst, sage ich Dir gleich, die Randolf ist dabei. Wahre also Dein Herz. Alta wird ja wohl nichts davon erfahren; denn ein Holm, der zum Verräther würde, ist nicht dabei."

Graf Alten begab sich auf sein Zimmer, um sich zum Diner anzukleiden. Die Rennen sollten um 2 Uhr beginnen. Auch er war lebhaft gespannt, wie die Sphing, die ihm schon öfter vorgeführt worden war, und deren Schönheit er voll anerkannte, ohne ganz an ihre Tugenden zu glauben, im Wettlauf bestehen würde. Die Zuversicht Dietrichs theilte er keineswegs; aber es war ja gut, daß er sich so sicher fühlte; das konnte für den Verlauf des Rennens nur günstig sein.

Das Wetter war schön und eine heitere Herbstsonne überstrahlte den weiten Rennplatz. Die Tribünen füllten sich schon früh mit einem glänzenden Publikum. Alles war aufs höchste gespannt, da die besten Pferde und die berühmtesten Reiter, Namen der vornehmsten Gesellschaft, sich daran beteiligen wollten. Einen der besten Plätze hatte die Schauspielerin Randolf inne. Ihre beiden Gefährtinnen vom gestrigen Abend saßen neben ihr. Sie war in einer wahrhaft königlichen Toilette, selbst die Brillanten von Madame Duplessis, die einen Platz nicht zu fern von ihr hatte, wurden durch den Glanz und die Fülle der ihren verbunkelt.

Ellen lehnte mit etwas bleichem Gesicht neben der kleinen eleganten Dame und lauschte mit müdem Lächeln dem Geplauder ihres, den Platz hinter ihr einnehmenden Verehrers. Sie hatte anfangs zu Hause bleiben wollen, da ihr der Name Rothenfels peinliche Erinnerungen erregte und sie sich vor einer Wiederbegegnung mit Dietrich scheute. Aber das Zureden des Grafen und selbst ihrer Schwester, die dem Vergnügen nicht gern entsagen und Ellen doch auch nicht allein zurücklassen wollten, hatte sie endlich doch zur Nachgiebigkeit bestimmt. Graf Holm war es gerade darum zu thun, durch sein und Ellens Erscheinen zu zeigen, wie wenig sie beide von dem gestrigen Rencontre berührt

seien. Ein Nois für alle, die etwa an seinem Verhalten in dieser Angelegenheit Anstoß nehmen sollten, daß er jede unliebsame Bemerkung in gleicher Weise wie gegen Baron Rothenfels zu ahnden bereit sei.

"Rothenfels!" Der Name ging von Mund zu Mund. Fürst Voeben, der hinter Fräulein Randolf Platz genommen hatte, flüsterte ihr zu: "Sieht er nicht prächtig aus, unser Baron?"

"Herrlich, herrlich," rief sie wie zum Gruß die Hand gegen den Reiter hebend, der eben in die Schranken ritt. "Wie ein Ritter aus alter Zeit, Mann und Roß eins!"

Die gleiche Meinung theilten auch andere. Von allem Reitern war Dietrich von Rothenfels unzweifelhaft der schönste. Die hohe kräftige Gestalt, das schön geschnittene Gesicht, die stolz Haltung, alles vereinte sich, ihn zu einer hervorragenden Erscheinung zu machen. "Mais, il est vraiment un héros", bemerkte die zur Pariserin gewordene Schwester des Kommerzienrats Winter.

Holm biß sich ärgerlich auf die Lippen. "Ich hoffe, Ellen," flüsterte er ihr leise zu, "dieser Enthusiasmus für den Mann, mit dem ich morgen vielleicht schon Kugeln wechseln werde, wird von Ihnen nicht geteilt."

Sie sah ihm mit etwas gemacht schweremütigem Ausdruck in die Augen. "Ist es denn gar nicht zu umgehen?" kispelte sie zärtlich.

"Nein, doch sprechen wir nicht mehr davon. Hoffentlich ist mir das Glück beim Spiel ums Leben günstiger, als es mir hier auf dem Rennplatz war."

"Sie haben verloren?"

"Sie wissen, gestern mit dem „Merkur“. Doch hoffe ich", ein böses Lächeln trat auf seine Lippen, "die Scharte heute wieder auszuwehen. Ich halte gegen die Sphing, auf die man ganz wahnsinnige Summen gewettet hat. Und sehen Sie nur, wie unruhig das Pferd ist."

"Ein schönes Tier," konnte aber Ellen sich doch nicht enthalten, zu sagen.

Holm zog die Stirn kraus. "Von dem Sie um meinetwillen, wie ich hoffe, wünschen werden, daß es unterliegt."

Das Zeichen zum Beginn des Rennens wurde gegeben. Dietrich mit seinem glänzenden Goldsuchs war allen voran.

"Wie elegant er das Hindernis nimmt!" rief Fräulein Randolf und blickte sich, die Vorgnette vor die Augen haltend, weit vor.

"Ein wenig zu leidenschaftlich," wirft Fürst Voeben ein, der sich erhoben hat und nun neben der schönen Schauspielerin aufrecht steht. "Mehr Ruhe wäre mir lieber."

"Das zweite Hindernis!" stößt die Randolf atemlos hervor. "Er ist noch immer der erste. Doch was ist das? Ein anderer Reiter nähert sich, die Sphing stupt, sie bäumt sich."

"Er kriegt sie unter," beruhigte Fürst Voeben, der mit ganzer Seele dabei ist, und atmet erleichtert auf. In der That, ein Schenkelsprung, das Pferd fliegt wie ein Pfeil hinüber.

Ein Aufschrei aus tausend Kehlen erfolgt im selben Moment. Roß und Reiter wälzen sich jenseits des Hindernisses im Staube der Rennbahn. Die Randolf wird totenblau, ihre Hand zittert. "Dietrich!" flüstert sie, und die ganze zärtliche Leidenschaft, die der schöne Mann in ihr erweckt hat, bebt in seinem Namen wieder.

Fürst Voeben ist schon von der Tribüne herab und eilt dem Unglücksplatz zu. Fräulein Randolf sieht, wie man den Gestürzten unter dem Pferde hervorholt, das schon wieder, heil, wenn auch mit zitternden Gliedern, auf seinem Reinen steht. Der Körper Dietrichs wird auf eine Währe gehoben, man trägt ihn hinweg. Jetzt leidet es sie nicht mehr auf ihrem Platze. Sie macht sich durch das Gedränge Bahn. Man reißt ihr die kostbaren Spitzen vom Kleide, sie achtet dessen nicht. Atemlos steht sie endlich an des Fürsten Seite: "Wie steht's?"

Er wendet sich um, sein Gesicht ist sehr ernst. "Der Fall war schwer, aber er atmet noch."

"Und wo: wo hat man ihn hingetragen?"

"Mit dem Krankenvagen in seine Wohnung." Schon ist sie wieder fort. Vor der Auffahrt angelangt, drängt sie sich durch die zu einem festen Knäuel gestaute Menge; was sie von ihren Kostbarkeiten dabei verliert, sie weiß es nicht. Nur auf ihren Wagen stürzte sie zu und nennt den Namen von Dietrichs Hotel. "Zum Rheinischen Hof!"

Einige dort müßig vor der Tür stehende Kellner sehen die elegante Dame erstaunt an.

"Baron von Rothenfels?"

Der Portier kommt aus seinerloge hervor. "Wohl die Frau Baronin?" sagte er, mit der für den traurigen Fall geeigneten ernststen Miene sich verneigend.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seeschlange.

Erzählung von Robert Kraft.

(Schluß)

(Nachdruck verboten.)

Der junge Doktor rast, er nennt die vertrockneten Matrosen Feiglinge und Weichlinge, aber keiner tritt aus den Reihen. Da endlich tritt der bekannte Edelknabe sanft und led hervor — der dritte Steuermann ist es. Er wirft einen Blick zum Himmel empor und fragt:

„Heute, wer geht mit mir ins Boot?“

Niemand meldet sich.

„Ja, wenn es sein müßte,“ meint ein graubärtiger Matrose und kratzt sich hinter den Ohren, „aber wegen so'n Biest — id hääw Fru un Kind tu Hus, wenn id die versorgt wüß!“

O, wenn es weiter nichts ist! Das hatte man ganz vergessen!

„Hundert Mark — dreihundert Mark — ich gebe den Braven tausend Mark!“

Schnell hat der Steuermann Papier und Bleistift aus der Tasche gezogen, jeder zeichnet etwas — nach einem flüchtigen Ueberblick sind es mindestens zwanzigtausend Mark — fürwahr, eine Kleinigkeit, wenn es gilt, einer Seeschlange auf den Leib zu rücken.

„O! wenn wir das Däwelsvieh harpunieren un hierher bugfieren?“ fragt der alte Matrose vorsichtig. Er meint nämlich, nur die Kinder der Verunglückten sollten die Prämie erhalten.

Er wird beruhigt. Natürlich, dann erst recht. An solch eine Kühnheit, das Ungeheuer tot oder lebendig fangen zu wollen, hat noch gar niemand zu denken gewagt; es wird gleich noch mehr gezeichnet, der phlegmatische Engländer wird plötzlich verrückt, er will dann „das Seeslanke“ verauktioniert haben, um sie kaufen zu können; er bietet schon.

Ein Matrose will mit der Mähe auch unter den Zwischendecks-Passagieren sammeln; hier gäbe es Kleingeld, aber der Kapitän verbietet es ihm energisch, und die gezogenen Beutel werden wieder eingesteckt.

Jetzt melden sich sofort sechs Matrosen, um den Kampf mit dem Ungetüm aufzunehmen. Es ist eigentlich nicht hübsch von ihnen, daß sie sich so von dem schönen Mammon beeinflussen lassen, sie hätten ihr Leben schon aus Liebe zur Wissenschaft branfetzen müssen.

Die sechs Matrosen tragen ganz leichtes Leinen, sie ziehen Jacke und Weste aus, auch noch Schuhe und Strümpfe, bringen furchtbare Harpunen herbei, an denen oben Korbschwimmer befestigt sind, und so ausgerüstet bestiegen sie mit todesentschlossenen Gesichtern den schon ausgeschwungenen Rutter.

Noch ein stummer Abschiedsblick nach den Kameraden — und das Boot wird herabgelassen, sie stoßen ab, die Riemen kommen in Takt.

Es ist ein schauerlich erhabener Anblick. Vorn im Bug steht hochauferichtet der Steuermann, schon jetzt die gewichtige Harpune zum Wurf erhoben — und dort windet sich das der Meeresunterwelt entstiegene Ungeheuer, noch immer mit dem Maule klappernd, und wie ein Pfeil schießt das Boot direkt auf den Kopf zu.

Den Passagieren stockt der Atem, der Herzschlag. Nur der Engländer photographiert emsig.

Jetzt sind sie dicht herangekommen, etwas hinter dem Kopfe — die Schlange scheint das Boot nicht bemerkt zu haben — jetzt schleudert der Steuermann die Harpune.

Ein einziger Schrei des Entsetzens! Was eigentlich vorgeht, kann man nicht genau sehen, dazu ist es zu weit — das Wasser spritzt hoch auf, alle Matrosen stehen im Boot, es will kentern — nein, sie kämpfen mit der Seeschlange, sie stechen und hauen auf sie los, einer ist ins Wasser gefallen, plötzlich sieht er rittlings auf dem Ungeheuer, sticht mit einem Messer auf sie ein, rutscht immer weiter vor, Richt ihr plötzlich in den Rachen.

Noch andere sitzen auf dem Rücken.

„Hip — hip — hurra — dat Biest is doud!“ hört man Stimmen rufen.

Der im Rachen Verschwundene kommt wieder zum Vorschein, er befestigt ein Tau am Boot, er muß es wohl um die Zähne geschlungen haben, und jetzt klappt auch das Maul nicht mehr auf und zu. Alles steigt wieder ins Boot, sie legen sich mächtig in die Riemen, schleppen den 200 Meter langen Wurm hinter sich her.

Langsam kommen sie näher. Die Zuschauer wissen nicht ganz genau, wie ihnen zumute ist. Ein Kampf mit einer Seeschlange sollte doch eigentlich anders sein!

Ein Steward geht Klingelnd über Deck.

„Breakfast is ready! Frühstück ist fertig!“ melbet er so geschäftsmäßig wie immer.

Die Seeschlange ist fast dicht ans Schiff herangekommen. Wieder wollen die sich über die Bordwand beugenden Passagiere ihren Augen nicht trauen.

„Ja — was — was ist denn das?“

Blöb! bricht ein Schiffsjunge, der schon lange die Finger in den Mund gesteckt hat, in ein schallendes Gelächter aus, alle Matrosen fallen mit ein, der Kapitän, die Offiziere und die Matrosen unten im Boot können vor Lachen nicht mehr rudern.

„Zu Tisch, meine Herrschaften!“ ruft der Kapitän. „Heute ist der erste April!“

Daselbe sagten vorn die Matrosen zu den Zwischendecks-Passagieren, nur sich etwas berberer Ausdrücke bedienend. — — —

Unten in der Kajüte am Frühstückstisch gab der Kapitän die Aufklärung.

Wenn nun der Leser die Bordverhältnisse nicht kennt, wird er es kaum für möglich halten, solch einen Aprilscherz mit einer kolossalen Seeschlange in Szene zu setzen: es ist aber an Bord eine Kleinigkeit, wenn nur die Idee dazu da ist.

Es war ein lustiger Matrosenstreich, wie überhaupt besonders die Matrosen auf Passagierdampfern den Kopf immer voll Dummheiten haben. Sie konnten sich berechnen, daß sie am 1. April auf hoher See sein würden; solch ein Tag durfte doch nicht tatenlos vorübergehen. Ein Genie hatte den Plan aus, der lustige dritte Steuermann wurde eingeweiht; er war gleich mit dabei, und auch der Kapitän fand die Idee gut, denn der hatte ja auch für das Amüsement seiner Passagiere zu sorgen.

Nichts weiter war zu erhoffen, als daß am 1. April die Seefrankheit vorüber und nicht zu schlechtes Wetter war, sonst war alles vorhanden.

Die Zwischendecks-Passagiere bekommen an Bord alles geliefert, nur Eßgeschirr und Schlafmatrassen müssen sie selbst mitbringen. Diese erhalten sie in Hamburg sowohl, wie in Newyork in Auswanderergeschäften für drei Mark, respektive einen Dollar; sie sind zwei Meter lang und ziemlich breit, sehr bunt in verschiedenen Farben gestreift, ein ganz dünner Seidenwandbezug, mit Seegras ausgestopft. Nach einer Reise ist solch eine Matratze absolut nichts mehr wert, kein Mensch zahlt einen Pfennig dafür; das dünne Zeug ist schon zerrissen, ganz abgesehen von der Unreinlichkeit. Sie dürfen nicht einmal an Land abgesetzt werden, deshalb werden sie von den Matrosen noch vor der Einfahrt über Bord geworfen, und man kann manchmal ganze Inseln von solchen Seegras-Matrassen treiben sehen.

Weiter brauchte man nichts. Hundert Stück wurden zurückbehalten, zusammengeboogen und mit ein paar Stichen zusammengenäht, ein Kopf noch hergerichtet, mit einer Mähne von geöltem Hanf umgeben, ein paar Lappen als Augen daraufgenäht, und die Seeschlange war fertig. Ein Maschinist tat noch ein übriges. Er setzte in das Maul einen federnden Spiraldraht, befestigte unten etwas Schweres — so, nun klappte das Ungeheuer auch noch immer den Rachen auf und zu, dafür sorgten schon die Wellen. Einstweilen wurde die Seeschlange hinten im Schiff verstaут.

Der 1. April war gerade sehr günstig. Die Passagiere kamen zum erstenmal wieder an Deck, sie waren ganz aus dem Kalender gekommen. Während der Ozeanfahrt muß jeder Dampfer mindestens einmal die Maschinen aussetzen lassen. Es gibt Teile zu schmieren, denen man im Gange nicht beikommen kann, Muttern sind anzuziehen, Dichtungen zu erneuern usw., besonders nach jedem überstandenen Sturm. Der Dampfer hätte also auch ohne Seeschlange einmal die Schraube ruhen lassen müssen.

Die Matrosen waren vorbereitet, die ganze Mannschaft. Die Stewards lockten die Passagiere an Deck, man kannte ihre Aufmerksamkeit nach vorn, hinten wurde durch eine große Luke die Seeschlange schnell hinausbefördert, man hielt sie am Kopf und Schwanz, bis das Schiff gestoppt hatte, ließ sie los, der Kapitän drehte bei, und also mußten Dampfer und Schlange nebeneinander liegen, beide von derselben Strömung getrieben. Wie es weiter kam, wurde erzählt. Das gezeichnete



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Ein echter Backfisch.

Suschen: „Nicht wahr, Mama, einem Gardeleutnant einen Korb zu geben, wäre selbstmörderisch?“



⌘ Enttäuschung. ⌘



Baronin: „Herr Doktor, ich sah Sie eben gegenüber bei unserer Bäckersfrau einkufen; an was ist die eigentlich krank?“

Arzt: „Das darf ich Ihnen nicht sagen, das ist professionelles Geheimnis!“

Baronin: „Aber ich bitte Sie, wie kann nur die Krankheit einer so gewöhnlichen Person Amtsgeheimnis sein!“

Aufrichtig.

Kellner (beim Mittagessen): „Was möchten Sie zu der Taube haben?“

Gast: „Am liebsten noch eine!“



Selbstbewusst.



Hotelier: „Ein Beschwerdebuch habe ich natürlich pro forma auch.“



Das Genie.

Richter (zum verwahrlosten Genie): „Wo sind Sie zu Hause?“

— „In der Literatur!“

Verschiedene Auffassung.

„Meine Frau verlangt wieder ein neues Kostüm fürs Bad, das wird schön teuer werden!“
 „Aber ich bitte Dich, lieber Freund, Badekostüme sind doch die billigsten von allen!“

Verfehlte Sparsamkeit.

1.



„Was? Für ein Firmenschild 10 Mark?
 Das scheint mir doch ein bisschen stark!“

Variation.

Er (Dozent für Kunstgeschichte): „Also, wir reisen morgen nach der Trauung gleich nach München ab.“

Sie (freudig die Augen aufschlagend): „Ah!“

Er: „Und ich werde dafür sorgen, daß wir ganz allein im Abteil bleiben.“

Sie (verschämt die Augen senkend): „Oh!“

Er: „Ich habe nämlich entdeckt, daß Du von den Kunstschätzen Münchens wenig weißt. Deshalb arbeitete ich Dir als Hochzeitsangebinde einen Vortrag aus, den ich Dir unterwegs dann in bester Ruhe halten kann. Drei Bogen lang — das dürfte genau bis München halten.“

Sie (entsetzt die Augen schließend): „Ah!“

Pech.

Ede: „Na, Lude, Du siehst ja so bedrippt aus! Was ist Dir denn man! de falsche Kehlre gekommen?“

Lude: „Denk Dir det Unjstide! Jestern kooß id mir so'n scheenen neuen jrimen Schlips for fuffzig Jennrichs, un heite vernaden se mir zu'n halbet Jahr. Wenn id nu widder rauskomme, is det Ding aus de Model!“

Stilblüte.

Als die Barke so mitten auf dem Meere war, schossen plötzlich Hunderte von Fischeboten wie Pilze aus der Erde hervor.

Vor Gericht.

Verteidiger: „... als strafmildernd bitte ich sodann noch die große Neue zu berücksichtigen, die der Angeklagte an den Tag legt. Sehen Sie, wie er weint!“

Angeklagter (eintwerfend): „Ja, aber nur über ihre miserabele Verteidigung.“

Entsprechend.

Arzt: „Wie finden Sie meine Schrift über die Bandwurmkur?“

— „Bandwurmmäßig lang.“

2.



Kauft Barbier Kräusler — für 'nen Taler
 Kauft Farbe er und spart den Maler.

4.



Da tritt der Herr von Grob herein,
 Der möchte schnell rasieret sein.

Vom Kasernenhofe.

Unteroffizier: „Sie lächeln so dummschlau, Großzinsky; bilden Sie sich nicht etwa ein, daß Sie mehr sind, wie ein Heupferd! Solchen Größenwahn dulden wir hier nicht!“

Beim Irrenarzt.

Ein junger Mann meldet sich beim Irrenarzt. „Sie wünschen?“ fragt ihn dieser.

— „Ach, Herr Doktor, ich wollte Sie bitten, mich mal auf meinen Geisteszustand zu untersuchen, ich glaube, ich bin verrückt.“

Arzt (erstaunt): „Sie hab'n wohl 'n Vogel?“

— „Das mag sein. Ich habe eben zu manchen Zeiten das Gefühl, als ob ich verrückt bin.“

Arzt (noch erstaunter): „Ich glaube, Sie sind nicht ganz richtig!“

— „Ganz meine Meinung! Deshalb eben möchte ich von Ihnen festgestellt wissen, ob ich vielleicht wirklich verrückt bin.“

Arzt: „Gehen Sie ruhig nach Hause, junger Mann, Sie sind nicht verrückt. Es ist das nur eine krankhafte Einbildung von Ihnen.“

Der junge Mann (nachdenklich abgehend): „Blödsinnige Geschichte das, man könnte wahnsinnig werden!“

Der Arzt (ihm kopfschüttelnd nachsehend, für sich): „Verrückter Kerl!“

3.



Man sieht die Sache geht ganz leicht,
 Wenn man dabei Courage zeigt.

Druckfehler.

In einem Bericht über eine Gemeindeversammlung stand zu lesen: „... während der größte Teil der Bürgerschaft (t) dem Bürgermeister zustimmte ...“

Zum verwundern ist es, daß die Bauktion diesen Stall in der Straße errichten ließ, da durch ihn die ganze Straße versaut ist.



Herr Kräusler — sonst in seinem Fache
Ein Meister — scheint nicht bei der Sache.



Erst auf des Kunden Borngewinsel
Entdeckt er, daß vertauscht die Pinsel.



Voll Rot stülpt Jener ihm den Kopf
Voll roter Farbe über'n Kopf.

*** Herbstnacht. ***

Nun schlägt die schwarzen Flügel
Die Nacht mit schwerem Ton;
Und überm Garbenhügel
Erglüht der letzte Mohn.

Die Feuerblüten knistern,
Wenn sie der Wind bewegt;
Und scheu im bangen Flüstern
Ein Ährenhalm sich regt.

Da treibt ein jäh Erschrecken
Die Luft vom trüben Ort;
Sie suchte Rosenhecken,
Und zieht mit Seufzen fort. —

Mir rauscht's im Herzen leise
Wie müdes Abendweh'n;
Das ist die Trauerweise
Vom Sterben und Vergehn.

Elisabeth Perlich.

Der Jurist.

Fräulein: „Ihnen hat doch gewiß schon häufig der
Weg zum Herzen einer jungen Dame offengestanden, nicht
wahr, Herr Assessor?“

Assessor: „Offengestanden, ja!“

Fräulein: „Nun? Und haben Sie denn niemals einer
jungen Dame offen Ihre Liebe gestanden?“

Assessor: „Offen gestanden, nein!“

Ballgespräch.

Herr: „Ist Ihnen schon einmal die Gasse über die Leber
gelaufen?“ — Dame: „Ja, neulich beim Gansauschlachten.“

Zu dumm.

Daß ich (zu ihrem Vetter, der hinter ihrem Stuhl steht).
„Ach Du, Arthur, tritt doch mal gefälligst von meinem Schatten
herunter; ich möchte aufstehen!“

Ein weiblicher Cruthahn.

— „Weshalb be-
zeichnen Sie Ihre
Fräulein Cousine
denn stets als
dumme Pute?“

— „Ja ist sie das
denn vielleicht
nicht? Sobald sie
nämlich einen roten
Gusaren sieht, gerät
sie völlig außer
sich!“

Wahrheit.

Erfahrung ist
ein Turm, auf
welchem aber schon
meist die Feter-
abendglocke des Le-
bens geläutet wird.



Und Farbe, Anzug, Schild Tapeten,
Friseur und Kunde gehen flöten.

Hyperbel.

Fräulein Sibonie liebt so heiß, daß sie ihre Gefühle
für ihren Verlobten nie zu Papier zu bringen vermag, denn
jedesmal, wenn sie die Feder ansehen will, ist die Tinte
schon wieder angetrocknet.



Ja, sparen kostet oft am meisten,
Dum: Schuster, bleib bei deinem Leisten!

Leicht abgeholfen.

Junger Iyrischer Dichter: „Kannst Du mir nicht
eine recht schöne billige Sommerfrische empfehlen?“
Sein prosaischer Freund: „Gewiß; ziehe doch ein-
fach auf eins Deiner unzähligen — Luftschlöffer.“

Vom Lette-Verein.

Freund: „Deine
Frau ist ja so auf-
gedornert. Die ist
wohl Vorsitzende
von einem Toilette-
verein?“

Junger Ehe-
mann: „Ja, leider
scheint es bald so.
Mir wäre es lieber,
wenn sie einen Gote-
lette- oder Dme-
letteverein besucht
hätte!“

Komischer Stil.

Mit den Wor-
ten: „Zahrewohl!“
gab sie ihm den
Aufpaß.

Vokations.

Meine Anstalt wird nur von Söhnen des hohen Adels besucht.

Schlau.

In M. bricht ein Streit der Friseurgehilfen aus, die auf Erfüllung ihrer Forderungen bestehen. Am Tage nachher hängt im Laden des Barbiers Schlauerle und im Schaufenster desselben ein Plakat: „Hier sind die Forderungen der Gehilfen bewilligt!“ Infolgedessen hat Schlauerle großen Zulauf, besonders aus Arbeiterkreisen und macht ein glänzendes Geschäft. Nach einigen Tagen erscheint infolge einer Anzeige ein Mitglied der Streikkommission bei Schlauerle und fragt: „Sie haben die Forderungen also bewilligt?“ — „Ja wohl,“ sagt Schlauerle, „allesamt!“ — „Sie halten ja aber gar keinen Gehilfen!“ — „Eben darum!“

Der Herr Professor.



„Aber Mann, suchst Du denn immer noch nach dem unglückseligen Zitat?“

„Ja, liebe Frau, dies immer noch nicht festgestellte Zitat schwebt gewissermaßen über mir wie das Ei des Kolumbus!“

Der ehrliche Name.

Schneider (der einem faulen Kunden begegnet): „Hören Sie mal, Sie sind ja aber ein Hauptschwindler. Sie haben sich bei mir auf den Namen Meyer einen Anzug machen lassen, den Sie nicht bezahlt haben, und nun erfahre ich gestern, daß Sie gar nicht Meyer, sondern Schulze heißen. Das ist doch unerhört.“

Kunde (froh): „Wie so denn? Meinen eigenen, ehrlichen Namen wollte ich eben zu einem solchen Schwindel nicht hergeben!“

Gewagtes Wortspiel.

Frau: „Mir scheint, daß unser Zimmerherr keine von unseren Töchtern möchte, sondern, daß er mehr an die Magd denkt!“

Mann: „Also kein Töchtel — möchte, sondern ein Mägdel — dächte!“

Seltsame Erwiderung.

Frau (zum Hausbesitzer): „Hinter den Tapeten steckt ja alles voll Ungeziefer.“

— „Gott, was haben Sie hinter den Tapeten zu tun?“

In Verlegenheit.

„Nicht einmal einen Gruß hast Du für mich, wenn Du heimkehrst!“ Mann: „Ja, ich weiß nur nicht, ob ich ‚guten Abend‘ oder ‚guten Morgen‘ sagen soll.“

Kuriert.



„Was ist's denn mit dem Herrn Weiß, der war ja früher immer ein solcher Spahmacher?“

„Ja, der hat seiner jetzigen Frau im Spaß einen Antrag gestellt, der akzeptiert wurde, und seitdem hat er das Spahmachen aufgegeben.“

Auf eine moderne, antike Weinstube.

Alte Pumpen, alte Sessel,
Alter Tisch und alter Schrein,
Alte Kellnerin desgleichen;
Jung allein ist nur der Wein.

Der Korb.

Referendar (schwärmerisch): O Fräulein Lina, wenn ich Ihnen doch mal so ganz mein Herz ausschütten dürfte!“

Fräulein Lina (nachdem sie auf die elektrische Klingel gedrückt hat): „Auguste bringen Sie mal den großen Waschkorb herein, der Herr Referendar möchte sein Herz ausschütten!“

Schlagfertig.

„Fräulein, mit Ihren blizenden Augen sind Sie die reinsten Funken-telegraphistin!“ — „Ja, aber leider eine ohne — Draht!“

Vexierbild.



Zwei Negerknaben spazierten am Nil. Den einen fraß ein Krokodil — Dem andern gelang's zu verschwinden. Nun, Leser, such' du ihn zu finden. —